

6. Westgothischer Goldfund aus einem Felsengrabe bei Mykenä.

Von

Dr. Julius Naue.

Der Goldfund, von welchem wir nachfolgend berichten, wurde im Frühjahr 1890 von einem griechischen Landmanne in einem Felsengrabe bei Mykenä gemacht und fast unmittelbar darauf von einem meiner Freunde vom Finder erworben und mir sofort zugesandt. Ueber die näheren Umstände, die ja, wie wir wissen, bei griechischen und italienischen Funden äusserst schwer oder auch gar nicht zu eruiren sind, konnte mein Gewährsmann nur so viel erfahren, dass der betreffende Landmann zufällig auf das Felsengrab gestossen war und in demselben neben Skeletüberresten die Goldsachen gefunden hatte. Von weiteren Gegenständen, ausser einem kleinen Reste eines Bronzeplättchens und eines kleinen hellgrünen Glasfragmentes, konnte trotz wiederholten Fragens und Forschens nichts ermittelt werden. Wir müssen uns also mit den thatsächlichen Fundverhältnissen zufrieden geben. Vielleicht fügt es ein glücklicher Zufall später Näheres zu erfahren.

Der Fund besteht aus einem von neun kleinen dünnen Goldplatten verschiedener Grösse gebildeten Diadem und aus zwei aus Golddraht breit gehämmerten Schlangenarmbändern. Die Farbe des Goldes ist ziemlich hell, aber als Weissgold — Elektron — kann es doch nicht bezeichnet werden.

Wir beginnen mit der Beschreibung der Armbänder und gehen dann zu dem Diademe über.

Der Durchmesser eines jeden Armbandes beträgt 6,3 cm, die mittlere Höhe 12 mm. Was sofort auffällt ist, dass der Kopf der Schlange mit den oberen Windungen, ungeachtet dieselben nur als Silhouetten gegeben sind, sehr lebenswahr und im gewissen Sinne naturalistisch erscheinen (Figur 1). Nach den oberen Windungen verbreitert sich der Schlangenkörper, verjüngt sich an dem Ende,

welches über die oberen Windungen zu liegen kommt und biegt sodann in den spitz zulaufenden, einmal nach oben und einmal nach unten gerollten Schwanz um. Sämmtliche freiliegende Windungen, sowie die Schwanzenden sind an die anstossenden Körpertheile der Schlange von rückwärts angeschmolzen, nicht angelöthet. Der für die Armbänder verwendete Golddraht war allem Anscheine nach viereckig.

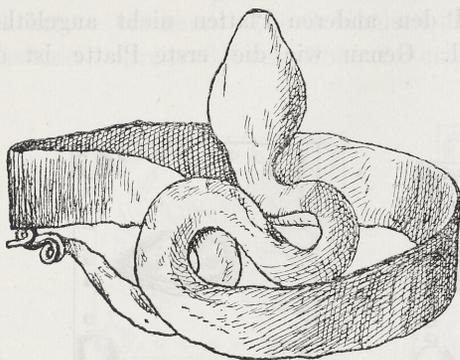


Fig. 1.

Während der breitere, mittlere Theil der Arm­bänder flach ist, sind die vorderen, nach oben gerichteten Windungen mit den emporstehenden Köpfen, sowie die Schwanzwindungen schwach concav-convex getrieben, auch fehlen an diesen Theilen die wellenartigen Ränder, welche wir als eine Folge des Aus-

hämmerns an den eigentlichen Schlangenkörpern — den breiteren und mittleren Theilen — bemerken. Die Arbeit der Arm­bänder bekundet eine, wenn auch flüchtige, doch immerhin tüchtige Technik, und die Darstellung der Schlangen eine scharfe Naturbeobachtung.

Ob diese Schmuckstücke nur für den Grabgebrauch angefertigt worden sind, möchte ich deshalb bezweifeln, weil man dann wohl nicht nöthig gehabt hätte, die einzelnen Windungen an dem Schlangenkörper anzuschmelzen, was doch eine ziemlich schwere Arbeit war.

Das Diadem, welches, wie bereits erwähnt, aus neun dünnen Goldplatten von verschiedener Grösse besteht, die theilweise mit eingestempelten Figuren und Ornamenten, theilweise mit grösseren in Goldhülsen gefassten farbigen Steinen oder Gläsern verziert sind, ist folgendermassen zusammengesetzt:

1. eine kleine, 3,4 cm breite und 2,8 cm hohe Platte (Fig. 2), verziert mit einem erhaben eingestempelten runden Schild, der in der Mitte einen kleinen Doppelkreis mit Mittelpunkt hat, von welchem hakenartig gebogene Linien ausgehen. Der zwischen diesem Doppelkreise und dem äusseren Rande liegende Schildtheil ist mit

sechs durch doppelte Linien gebildeten Halbkreisen verziert, deren Mitte durch kleine Punkte ausgefüllt wird, den schmalen Raum zwischen je zwei Halbkreisen füllen drei Punkte von oben nach unten aus. Die Ränder der Platte sind mit kleinen Punktreihen verziert, und die Ecken mit kleinen niederen runden Goldhülsen besetzt, in welchen ehemals kleine grüne Gläser, von denen sich noch eines erhalten hat, eingelassen waren. Auf der Rückseite befinden sich an den vier Ecken kleine Goldösen, die ebenso wie die Goldhülsen bei diesen und den anderen Platten nicht angelöthet, sondern angeschmolzen sind. Genau wie die erste Platte ist die neunte verziert.

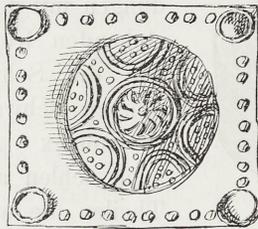


Fig. 2.

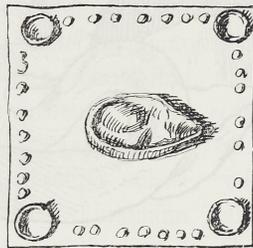


Fig. 3.

Der auf diesen beiden Platten (Fig. 2) dargestellte Schild entspricht jenem auf makedonischen kleinen Silber- (Tetrobolen) und Bronzemünzen; wir werden deshalb nicht fehlgehen, wenn wir den Schild als „makedonischen“ bezeichnen¹⁾.

Die zweite Platte (Fig. 3), welcher die achte entspricht, hat eine Breite von 3,3 cm bei einer Höhe von 3,1 cm. Die Mitte derselben wird durch eine verhältnissmässig hohe und grosse aufgeschmolzene Goldhülse von mandelähnlicher Form verziert, in welcher je ein grüner, oben runder Glasfluss eingelassen ist. Ränder und Ecken sind wie bei den vorerwähnten Platten mit Punktreihen und aufgeschmolzenen kleinen niederen Goldhülsen, die ehemals rothe Steine oder Gläser enthielten — einer derselben ist noch vorhanden —, versehen, ebenso tragen auch die Rückseiten die vier kleinen Gold-

1) Vgl. Head, Barclay V. „*Historia Numorum*“. S. 209 und Mionnet, T. E., *Description de méd. antiques grecques et rom.*, Suppl. III, S. 2. Auch auf späteren makedonischen Tetradrachmen treffen wir den Schild wieder, doch befindet sich bei diesen in dem grossen Mittelfeld entweder der Kopf des Perseus oder des Pans oder der Artemis.

ösen, welche dazu dienten, die einzelnen Platten mit einer Schnur unter sich und wohl auch auf einem Bande zu befestigen.

Die dritte und siebente Platte (Fig. 4) zeigen die Darstellung je einer eingestempelten Sirenenfigur von gutem Stil. Goldhülsen und Punktreihen schliessen die Platten nach aussen ebenfalls ab, aber die auf der Rückseite befindlichen Goldösen sind so angeschmolzen, dass das Bild der Sirene nicht in richtiger Stellung — den Kopf nach oben —, sondern liegend — den Kopf nach rechts resp. nach links gekehrt — erscheint. Die Goldhülsen dieser Platten hatten grüne Glasflüsse. Breite 3,4 cm, Höhe 2,8 cm.

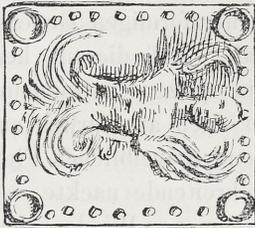


Fig. 4.

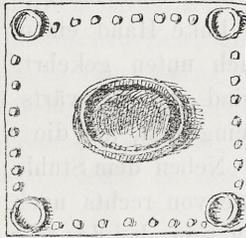


Fig. 5.

Die vierte und sechste Platte (Fig. 5), von 3,5 cm Breite und 2,8 cm Höhe, correspondiren mit der zweiten und achten, aber die in der Mitte aufgeschmolzenen Goldhülsen sind nicht mandelförmig, sondern oval und hatten dunkelrothe, oben runde Glasflüsse oder Steine als Einlagen, während kleine rothe Gläser die Eckhülsen schmückten.



Fig. 6.

Die fünfte — Mittel — Platte (Fig. 6), hat eine Höhe von 4,1 cm bei einer Breite von 3,1 cm. Hier sehen wir, abweichend von den acht übrigen kleineren Platten, die um die Aussenränder laufenden Punkt- oder Perltreihen nicht von rückwärts, sondern von vorn eingeschlagen, in Folge dessen sie vertieft erscheinen. An den vier Ecken befinden sich ebenfalls vier kleine Goldhülsen, die ehemals aller Wahrscheinlichkeit nach mit kleinen grünen Gläsern ausgefüllt waren (eine der Hülsen fehlt, da

das betreffende Eck der Platte abgebrochen ist). In der Mitte zwischen den oberen beiden Hülsen befindet sich noch eine etwas kleinere und niedrigere, die jedoch etwas über dem oberen Plattenrand hinwegragt. Die sehr flüchtig und mit einem wenig erhabenen Stempel eingeschlagene Darstellung zeigt eine unter einem Tempelchen auf einem niederen Stuhle nach vorn gekehrt sitzende bekleidete weibliche Figur. Das unter der Brust gegürtete Gewand scheint beide Arme nicht zu bedecken. Ueber dem Schoosse liegt ein Mantel, welcher nach unten theils bis über die Hälfte des einen Unterschenkels, theils bis unter das Knie herabgeht. In der rechten Hand hält die Gestalt einen dünnen langen Stab, der oben drei knospen- oder blumenartige Ansätze hat, während die nach oben gekehrte linke Hand einen grossen herzförmigen Gegenstand, die Spitze nach unten gekehrt, emporhält. Auf diesem herzförmigen Schilde sind von rückwärts mit einem spitzen Instrumente mehrere Zeichen eingeritzt, auf die wir später noch ausführlich zu sprechen kommen. Neben dem Stuhle der sitzenden weiblichen Figur scheint eine kleine von rechts nach links schreitende nackte menschliche Gestalt zu sein; bei der sehr verschwommenen Wiedergabe derselben ist es jedoch schwer Bestimmtes zu sagen; am sichersten könnten noch die Beine erkannt werden. Ebenso schwer hält es, zu unterscheiden, ob die sitzende weibliche Figur eine Stadtgöttin oder eine Roma darstellen soll; eher vielleicht die letztere.

Zur besseren Uebersicht wiederholen wir kurz die Reihenfolge der einzelnen Platten des Diademes, wie sie zusammengehören: 1. Makedonischer Schild mit kleinen grünen Eckgläsern. 2. Herzförmige Mittelhülse mit grünem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 3. Sirene mit kleinen grünen Eckgläsern. 4. Ovale Mittelhülse mit rothem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 5. Sitzende weibliche Figur unter einem Tempelchen mit wahrscheinlich grünen Eckgläsern. 6. Ovale Mittelhülse mit rothem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 7. Sirene mit kleinen grünen Eckgläsern. 8. Herzförmige Mittelhülse mit grünem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern und 9. makedonischer Schild mit kleinen grünen Eckgläsern¹⁾.

1) Aehnliche kleine Platten, von länglich viereckiger, rautenartiger und ovaler Form, aber mit grösseren Punkt- oder Perlsreihen verziert, die nach aussen und innen von erhabenen Linien eingefasst sind, also wie eine Art Band erscheinen, wurden von reichen palmyrenischen Frauen

Wenn wir nun die sämtlichen Platten in dieser Reihenfolge betrachten, so fällt vor Allem das merkwürdige Stilgemisch in die Augen: wir haben in den Darstellungen und Ornamenten Motive aus griechischer und römischer Zeit, und in der Ausschmückung der Platten mit Punktreihen und mit aufgesetzten Goldhülsen, welche kleine und grosse Glasflüsse enthielten, Motive aus barbarischer Zeit vor uns. Griechischen Einfluss zeigen die Sirenen und die makedonischen Schilde; erstere dürften wegen ihrer immerhin guten stilvollen Darstellung in das IV. Jahrh. v. Chr. verlegt werden können, letztere gehören jedoch bereits einer späteren Zeit an. Sicher römisch, und zwar dem IV. Jahrh. n. Chr. angehörend, ist die sitzende weibliche Figur der Mittelplatte, und entschieden barbarisch die Hinzufügung der Punktreihen und die der klassischen Zeit unbekannt aufgesetzten Goldhülsen mit ihren farbigen Glasflüssen. Auch die eigenthümliche Zusammenstellung der verschiedenen Goldplatten wirkt barbarisch; denn in welchem Zusammenhang stehen die makedonischen Schilde zu den Sirenen und diese wieder zu der — sagen wir einstweilen — Roma?

Einen weiteren Beleg für das eben Ausgesprochene haben wir dadurch, dass die Platten mit den Sirenen nicht richtig gestellt sind, was durch die rückwärts angeschmolzenen Goldösen bewiesen wird. Um die Figur der Sirenen zur richtigen Anschauung zu bringen, hätten die Platten so angeordnet werden müssen, dass ihre Schmalseiten nicht seitwärts, wie jetzt, sondern nach oben gerichtet wären. Höchst wahrscheinlich wusste man aber die dargestellten Figuren mit den Flügeln und dem ornamental gehaltenen Untertheile nicht zu deuten, nahm sie vielmehr als eine rein ornamentale Verzierung und verwendete sie als solche.

als Kopf- oder Haarschmuck derart getragen, dass sie von den hochfrisirten Haaren, über welche als Bekrönung ein Zopf gelegt war, nach vorn bis zur Stirn herabhängen. An den äusseren Seiten der ovalen und rautenförmigen Platten sind zur weiteren Verzierung Perlen angebracht und an die untere Platte drei konische Bommeln mit kugelförmigen Enden, die auf die Stirn herabfallen, eingehängt. Diesen Kopf- oder Haarschmuck zeigt u. a. eine 20 cm hohe Frauenmaske aus weissem Marmor von spätrömischer Arbeit, welche in Palmyra gefunden und in der Auction H. Hoffmann in Paris (15.—16. Juni 1891) versteigert worden ist. Vergl. den betr. Catalog: „Antiquités égyptiennes, phéniciennes, grecques et romaines. Verrerie, marbres, bronzes et poterie. Paris, 1891, S. 20, Nr. 149, und Pl. V.

Aber einen noch entschiedeneren Beweis für die barbarische Geschmacksrichtung haben wir durch die mit farbigen Gläsern versehenen Goldhülsen, welche auf jeder Platte angebracht sind, wozu aber auch noch die Platten mit den grossen Mittelhülsen gehören. Vergegenwärtigen wir uns darnach den Eindruck, welchen das Diadem in dieser Zusammenstellung auf den Beschauer machte, so ist es klar, dass das farbige Element vorwaltete, was in ganz besonderer Weise für den barbarischen Geschmack der ehemaligen Trägerin dieses Schmuckstückes spricht.

Diese Ansicht wird von hervorragenden Alterthumsforschern, wie Altmeister Prof. Dr. L. Lindenschmit in Mainz, Generalintendant Dr. Frz. von Pulsky in Budapest und Dr. Arthur J. Evans, Conservator am Ashmolean-Museum in Oxford, getheilt. Herr Prof. Dr. L. Lindenschmit in Mainz schrieb mir darüber: „Was meine Ansicht über den Fund betrifft, so kann ich mich bezüglich des Stirnschmuckes nur Ihrer Meinung anschliessen. Es ist eine verhältnissmässig späte und in verschiedener Hinsicht von barbarischem Geschmacke zeugende Arbeit. Nicht allein die in Zellen eingesetzten Glaseinlagen sprechen dafür, sondern auch vor Allem die Darstellungsweise der sitzenden Figur auf der Mittelplatte. Sie ähnelt in Manchem, wie Sie richtig bemerkten, den Gebilden auf, übrigens seltenen Scheibenfibeln der merowingischen Zeit, welche Copien römischer Kunstarbeit sind. Ob diese sitzende Figur, welche uns vorliegt, ebenfalls eine Roma darstellen soll, wage ich nicht zu entscheiden. Auf den barbarischen Nachbildungen auf Scheibenfibeln hält die ausgestreckte rechte Hand der Roma eine Victoria, während die linke das Scepter hält. Auf der fraglichen Platte scheint die weibliche Figur in der Rechten ein blumenartiges Gebilde zu halten. Die feinen Zeichen oberhalb der linken Hand vermag auch ich mir noch nicht zu erklären. Sind es ohne Verständniss nachgeahmte Schriftzeichen? Von ganz abweichender Art, weil ein klassisches Motiv und verständnissvolle Darstellung desselben zeigend, sind namentlich die beiden Platten mit den Sirenen. Es ist deshalb in der That wahrscheinlich, dass der halbbarbarische Goldschmied ältere gute Stempel besass oder Theile eines älteren Geschmeides verwendete, unter welchen seine Zuthaten sofort erkennbar sind. Charakteristisch für die abweichende mangelhafte Arbeit der Mittelplatte ist auch der Umstand, dass die ringsumlaufenden kleinen Perlen oder Buckel nach der verkehrten Seite hin eingeschlagen sind. Das

ungemein geringe Gewicht der Platten wie der Armbänder lässt vermuthen, dass die Sachen als Grabschmuck hergestellt wurden. Interessant ist die geschickte Herstellung der Armbänder aus einem Draht von der Dicke des Schwanzendes der Schlangen; aus ihm ist der ganze Körper mit dem Hammer getrieben. Ebenso interessant ist die Verbindung der übereinandergreifenden Theile des Schlangenkörpers, dieselben sind nicht aufeinander gelöthet, sondern das Gold ist zum Zweck der Verbindung an den betreffenden Stellen zum Schmelzen gebracht. Auf gleiche Art sind die Zellen für die Glaseinlagen auf den Platten befestigt. Die Schlangen sind übrigens sehr naturalistisch, mit feiner Beobachtung ausgeführt und gleichen sehr spätgriechischen oder römischen Arbeiten dieser Art, so dass wir annehmen dürfen, sie seien von einem griechischen Sklaven gemacht.“

Herr Generalintendant Dr. Franz von Pulszky in Budapest schrieb mir seiner Zeit Folgendes über den Fund: „Sie sind auf der rechten Fährte mit dem Goldschmucke aus Mykenä. Natürlich sind die Kuppelgräber und die Pelopidenzeit ausgeschlossen. Es wird wohl das Grab eines Gothenhäuptlings sein, der auf einem seiner Raubzüge starb. Die an den Grund gelötheten Goldhülsen, als Fassung von rothen und grünen Steinen, erinnern ja an die Orféverie cloisonnée, von der wir aus Schriftstellern erst zur römischen Kaiserzeit und aus Denkmälern zur Völkerwanderungsepoche eine Idee erhalten. Die Mittelfigur sieht einer Minerva ähnlich. Die schlangenförmigen Armbänder, aus dickem Golddraht gehämmert, kommen bei uns in dieser Zeit (der Völkerwanderungsepoche) in einem Exemplar ebenfalls vor.“

Alle sind darin mit mir einig, dass der Goldfund barbarischen Ursprunges ist und nicht vor das IV. nachchristliche Jahrhundert verlegt werden kann.

Die Verwendung spätgriechischer und römischer Stempel lässt sich vielleicht so erklären, dass der Goldarbeiter (mag er nun Freier oder Sklave gewesen sein), welcher das Diadem anzufertigen hatte, entweder derartige figürliche oder ornamentale Goldplatten vorrätzig hatte oder die betreffenden Stempel besass. Wie noch heute alte Münz- und Siegelstempel vorhanden sind, so kann es auch in jener Zeit gewesen sein.

Auf jeden Fall aber muss wiederholt betont werden, dass der ganze Goldfund weder griechisch noch römisch, sondern barbarisch ist.

Da wir nun wissen, dass in den Jahren 396—397 die Westgothen unter Führung ihres Königs Alarich den ganzen Peloponnes durchzogen, so liegt es nahe anzunehmen, dass der Fund den Westgothen zugetheilt werden kann und darf. Bei dem langen Aufenthalte dieses Volkes in Griechenland ist es mehr als wahrscheinlich, dass eine Fürstin oder Anverwandte eines Fürsten auf einem der westgothischen Wanderzüge starb und dass man die Leiche, nachdem man ein altes Felsengrab entdeckt hatte, in diesem beisetzte; denn nur so lässt sich die Bestattung in dem Felsengrabe bei Mykenä erklären.

Wie bei der Beschreibung der Mittelplatte des Diadems bereits erwähnt wurde, finden sich auf dem herzförmigen Schilde, welchen die sitzende weibliche Figur mit der linken Hand nach oben hält, kleine erhabene Zeichen, die von rückwärts mit einem spitzen Instrumente eingeritzt sind und zwar derart, dass man deutlich sieht, wo das Instrument stärker eingesetzt oder eingedrückt wurde.

Auf die Bedeutung dieser Zeichen, welche ich wohl gesehen hatte, wurde ich erst durch den hochverehrten Direktor des römisch-germanischen Central-Museums, Herrn Prof. Dr. Ludwig Lindenschmit in Mainz, welchem ich den ganzen Fund, wie vorerwähnt, zur Kenntniss und Begutachtung zugesandt hatte, im Juli 1890 aufmerksam gemacht. Er theilte mir nämlich mit, dass Dr. Kempff aus Gefle in Schweden, der sich einige Zeit in Mainz aufgehalten hatte, um die Inschriften zweier dort befindlicher Runenfibeln zu studiren, gelegentlich der Vorlage von Gypsabgüssen des Golddiademes auf der Mittelplatte die sonderbaren Zeichen ebenfalls gesehen und sie nach Prüfung für Runen glaubt annehmen zu dürfen. Nach dem Abgusse las damals Dr. Kempff **XNI** = Gui, fügte aber hinzu, dass eine weitere Bestätigung erst von einem eingehenden Studium des Originales abzuwarten sei.

Durch diese Mittheilung des hochverehrten Altmeisters ange-regt, sandte ich gegen Ende 1890 meinem verehrten Freunde, dem Privatdozenten an der Universität Lund, Herrn Dr. Sven Söderberg, zwei Gypsabgüsse der Mittelplatte und fügte eine sehr genaue Zeichnung der eingeritzten Zeichen bei, die derselbe als bald Herrn Professor Dr. Georg Stephens in Kopenhagen mit der Bitte übergab, die Zeichen eingehend studiren und prüfen zu wollen. Eine längere Krankheit des hochverehrten Gelehrten trug die Schuld, dass ich von ihm erst im August vorigen Jahres Näheres über die

Ergebnisse seiner Studien erhielt; er schrieb mir, nachdem er die Zeichen unzweifelhaft für Runen erklärt, folgendes: „This also seems not to be a difficult inscription. It is here very slightly magnified, for distinctness, as it is the chief runic inscription. I begin with the first stave X (G), whose left side forms the right side of Π (U), followed by † (N) in the middle of the script. Next comes Z, the softened sound of D, whose nearest type in the alphabets is the mark Y, which is here sweeng lower clown, as it otherwise would have clasht with the immediately foregoing † (N). This Z as softened D creeps in early. Förstemann has GUNZO etc. 7th century and 8th, GUNZA etc. (fem.) 7th, GUNZILI 11th, GUNZILA etc. (fem.) 8th century, GUNCELIN etc. 7th. The ◊ at the top is a short way of writing ∞ (X, O). Last comes †, a bind with |, making †† (IL). The whole gives:

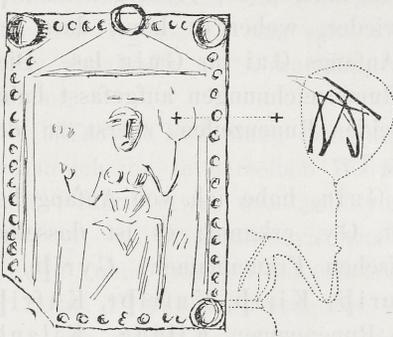


Fig. 7.

X, Π, †, J, ◊, |, † = GUNZOIL (Fig. 7, wo die Zeichen nach dem Originale, vergl. Fig. 6, vergrössert wiedergegeben sind), a slurred and familiar pronunciation of the woman's name GUNHILD. This is not found before in the old-northern runes, but occurs several times in the later (or Scandinavian) staves as GUNHILD, GUNHILTR, GUNILR (the R

only the nominative-mark), GUNILT and GUNNILA.“

Unterdessen hatte auch Herr Dr. K. Hj. Kempff aus Gefle, der sich im Sommer vergangenen Jahres längere Zeit in München aufhielt, bei mir das Original der Goldplatte wiederholt gesehen und die eingeritzten Zeichen sorgfältigst und eingehendst geprüft und studirt. Dass die Zeichen Runen seien, bestätigte Herr Dr. Kempff wiederholt. Auf meine Bitten theilte er mir dann kürzlich Folgendes schriftlich über die Ergebnisse seiner Studien mit:

„Ich habe schon im vorigen Jahre, Juli 1890, als ich einen Abguss der Platte in Mainz sah, dieselbe Ansicht ausgesprochen, die ich noch jetzt hege, nachdem ich im Juli (1891) bei Ihnen das Original wiederholt gesehen habe, nämlich dass die Inschrift mit

der älteren germanischen Schrift, den sog. älteren Runen, abgefasst sei.

Die Inschrift besteht nur aus 5 Runenbuchstaben, 3 stehend **XNſ**, die ich mit **Guiū** umschreibe, 2 oberhalb liegend **<I**, die ich mit **KI** wiedergebe; alle ganz deutlich und unverkennbar. Die drei unteren doch weniger, indem alle drei sich entweder berühren oder schneiden. Die beiden Stäbe von **N** kreuzen sich oben, der rechte Stab scheint halb wie doppelt, was gewiss durch eine Verbesserung entstanden ist. Der Querstab (der rechte Stab) wurde erst zu schwach geritzt und dem Hauptstabe zu niedrig angefügt; ein stärker geritzter Querstab, vom Fusse des ungenügend befundenen und anfangs mit ihm zusammenlaufend, wurde dann zum Hauptstabe höher hinaufgezogen, dabei aber auch ein wenig zu weit geführt, so dass er den Hauptstab kreuzt. Das **J** hat seinen unteren Querstab gleichsam verloren und findet ihn erst im Inneren der vorhergehenden **N** beim Fusse des rechten Stabes wieder, woher es kam, dass ich ihn nicht sogleich erkannte und Anfangs **Gui** für **Guiū** las. Dies um nur anzudeuten wie ich die Runenzeichnungen aufgefasst habe. Ich gehe nun zur Deutung der beiden Runenzeilen, zuerst zu der dreireihigen über (vergl. Fig. 6 u. 7).

In den drei Runen: **XNſ**, **Guiū**, habe ich von Anfang her ein altschwedisches Namelement, **Gy**, erkannt; es ist dasselbe, welches uns in dem altschwedischen Frauennamen, **Gyriþ**, in Runenschrift **Gyriþ**, **Kuriþr**, **Kuriþ**, **Kiriþ**, **Kufriþr**, **Kufriþ**, sowie auch in den schwedischen Runennamen **Kilaug**, **Kilauk**, **Kilifz** und im neunorwegischen **Gyveig** begegnet. Auch ein einfaches **Ky** findet sich auf dem Runenstein zu **Skestad** in **Upland**, **Schweden** (**Dybeck**, **Sverikes Runrökunder**, II, 34). Dieses **Gy** entspricht vollkommen dem **Guiū** der Goldplatte von **Mykenä**.

Aber auch in der älteren Runenschrift haben wir eine volle Korrespondenz zu unserem mykenäischen **XNI** (**Guiū**). Auf einem der Goldkrüge des grossen Goldfundes von **Nagy-Szend-Miklós** in **Ungarn** findet sich am Boden desselben eine monogrammmähnliche Figur eingeritzt (v. **Sacken** und **Kenner**. Die Sammlungen des **K. K. Münz- und Antiken-Cabinets**. **Wien**, 1866, **Tafel**, **Fig. 14**. — **Hampel**, **J.**, der Goldfund von **Nagy-Szent-Miklós**. **Budapest**, 1886. **Tafel p. 69**, **Fig. 16**. In beiden Werken die kleinere der beiden Monogramfiguren), die ich schon lange nach der Zeichnung bei **v. Sacken** und **Kenner** als ein **XNſ**, **Guiū**, nach

der Hampel'schen als ein XNNS , Guiu , deutete. Die letzte Schreibweise XNNS , Guiu , stimmt ganz mit jener des Runensteines von Tune in Norwegen überein, wo arbija für arbja , þuijoz für þujoz steht. Eine Muthmassung, dass Guiu der Dativ eines fem. Guus sei, finde ich nach dem Gesagten nicht zutreffend. Der Form nach entspricht dieser Name, wie einerseits dem schwedischen Gy , Gy - der jüngeren Runen, so andererseits in der älteren Runenschrift dem MNBBPIIIS , Leubviniu , auf der grösseren Spange von Nordendorf in Augsburg (vgl. Henning, Runendenkmäler. Taf. III, Fig. 7. S. 105 liest Henning, der dem I -den Laut e ertheilt, Leubvinie , welches dadurch zum Dativ wird; beides ist wahrscheinlich unrichtig) und noch näher dem S(eg)uhui , NIRANNS , Dänemark (Stephens, bract. 17, Oldn. Run. Mon. II, 529). Uebrigens haben wir in Guiu gewiss nur die eine Hälfte des Namens, der vollständig wahrscheinlich Guiufriþu lautete, ein Gegenstück zum späteren schwedischen Gyfriþ , Gyriþ , wozu gleichfalls als Abkürzung vielleicht das schon genannte Gy kommt.

Was die Bedeutung des Namens betrifft, so möchte ich darin, indem ich ihn zu derselben Wurzel wie im gr. $\chi\acute{\epsilon}\omega$, lat. fundo , fons , führe, etwas wie Quellnymph, Najade erblicken, was auch den -ny , -elf in skandinavischen Frauennamen, wie Signy , Ragnelf , einigermaßen entspräche, wenn diese, wie ich glaube, mit Strom , Fluss wiederzugeben sind.

Ich wende mich nun zu den beiden oben liegenden Runen, die ich als KI , KI , gelesen habe, die aber auch als IK , IK , gelesen werden möchten, jedoch dann in entgegengesetzter Richtung zu der Lesung XNS , Guiu . Sollen nun die beiden Zeilen als eine zusammen gelesen werden? Ein KXNS , Ki-Guiu gibt nichts, wenigstens nichts Bekanntes. Ein IKNS , Ik-Guiu , wäre möglich, aber wenig glaublich. Ein XNSK , Guiu-Ki , wenig glaublich, ein XNSK , Guiu-Ik , sogar unmöglich. Ein IKNS , Ik-Guiu : Ich-Guiu , aber wäre nicht so unwahrscheinlich. Jedoch: 1. warum wären die beiden Wörter nicht in einer Linie geschrieben, zumal es an Raum dazu nicht fehlte; 2. warum schrieb man die beiden Wörter nicht in ein und derselben Richtung, sondern liess die eine nach links, die andere nach rechts gehen? Ich glaube deshalb nicht, dass die beiden Runenzeichen zusammen zu lesen sind, sondern dass sie mit Absicht so geschrieben wurden wie sie sind, um zu bezeich-

nen, dass jede Zeile für sich gelesen werden solle und zwar in derselben Richtung, wie $\text{X}\overline{\text{N}}\text{N}$, $\text{Gu}\overline{\text{u}}$, so auch $\text{K}\overline{\text{I}}$, K I .

Aber was bedeutet dann dieses $\text{K}\overline{\text{I}}$, K I ? Nach meiner Meinung sind es zwei Anfangsbuchstaben: K I , von denen K den Namen des Gebers oder der Geberin des Golddiademes bezeichnet, ganz wie $\text{Gu}\overline{\text{u}}$ der Name der Empfängerin ist; I aber ist der Anfangsbuchstabe eines Wortes mit der Bedeutung: gibt, verehrt. K kann hier irgend einen beliebigen altgermanischen Namen auf K bezeichnen, z. B. Kindila , Kunimunduz . In I aber sehe ich die Abkürzung eines 3 , praes. iniz oder inip : isl. innir , perficit, praestat, pendit (Lex. Poet.): performs, pays, discharges (Vigf.). Unverkürzt begegnet uns dies iniz auf dem Stein von Möjebro (Schweden) mit der bekannten Inschrift: $\text{Ana hahaisla} \times \text{iniz fravaradaz}$. Nach Bugge deutet hier Noreen, *Altisl. Gramm.* S. 191 die beiden letzten Wörter als zwei Eigennamen: isl. „ \times Inr , Frárádr “. Ich sehe eher ein iniz Fravaradaz : isl. innir Frárádr darin, wo iniz entweder als Verb oder als Nomen agentis steht. Um diese Anschauung zu bestätigen, ist es mir wohl erlaubt, hier eine bisher nicht hinlänglich beobachtete Inschrift anzuführen, die sich auf dem Goldbrakteat von Overnhornbeck , Dänemark, befindet (vergl. Stephens, *bract.* 28, *Oldn. Run. Mon.* II, 540). Meines Wissens ist diese höchst interessante Inschrift bisher nur von Stephens (*Mon.* II, 541) gelesen. Ich lese sie so: $\text{Eup}a\text{Vitsihu inand} \overline{\text{ba}}\overline{\text{i}}\overline{\text{u}} \text{Niuobave}$. Hier begegnet uns unzweifelhaft in 3 plur. praes. das Verbum innan , isl. inna , dessen Bedeutung kaum eine andere als $\text{persolvere debitum}$, eine von Sitte und Pietät geforderte Schuldigkeit zu vollziehen, sein kann. Diese Bedeutung passt nun auch auf die Inschrift des Steines von Möjebro : $\text{Fravaradus persolvit debitum sc. mortuo}$. Dieses „ innan “ war gewiss etwas fortdauerndes: daher in praes. inand , iniz (iniz für inip , wie barutz für bariutiP).

Auch hier, auf der Mykenäinschrift , würde dieses Wort mit der von mir vermutheten Bedeutung passen, sei es dass K der $\text{Gu}\overline{\text{u}}$ gegenüber eine wirkliche Schuldigkeit erfüllte oder dass das Wort ohne diese strenge Bedeutung nur für „ verehren “ angewendet wurde.

Die ganze Inschrift der Mykenä-Goldplatte des Diademes wäre also zu lesen:

$\text{Gu}\overline{\text{u}} \text{KI: Gu}\overline{\text{u}} — \text{K v(erehrte)}$.